

Zur klein- oder grosschreibung in der heutigen rechtschreibung

Autor(en): **Haller, Erwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **15 (1931)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419688>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Glück & Cie., Bern.

„Warum nicht zweisprachig?“

Unter diesem Titel stellt ein Einsender in Nr. 152 der „National-Zeitung“ die Frage, warum die Aufschriften in der Schalterhalle der Hauptpost in Basel nur deutschsprachig seien, und regt an, im Interesse der französischsprachigen Besucher und des Fremdenverkehrs auch französische anzubringen, da sonst die Basler bald in den Ruf kämen, Dickköpfe und „têtes carrées“ zu sein.

Auf diese Frage antwortet nicht etwa nur der Schriftleiter der „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins“, sondern kein Geringerer als Prof. Walter Burckhardt in Bern in keinem geringeren Blatte als den „Basler Nachrichten“ (1. Beilage zu Nr. 101, 14. 4. 31) in einer Weise, daß wir für diese Unterstützung nur danken können:

„Mir will scheinen, es liege hier nicht eine „rein praktische“ Frage vor, die nur „vom praktischen Standpunkt“ erwogen werden müsse, sondern eine grundsätzliche Frage; nämlich die Frage nach dem Verhältnis der Landessprachen in der Schweiz. Wir stehen in der Schweiz, glücklicherweise, auf dem Boden der territorialen Ausschließung der Sprachen; jede Sprache, die deutsche, die französische und die italienische, hat, mit wenig Ausnahmen, ihr Gebiet. Und in ihrem Gebiet soll sie erhalten bleiben, gleich wie ihr Gebiet ihr erhalten bleiben soll. Die Deutschschweizer sollen den Tessinern ihre sprachliche Eigenart nicht verkümmern, die Westschweizer nicht die der deutschen Schweiz, noch umgekehrt. Daß allerseits diese gegenseitige Treue gehalten werde, freiwillig und selbstverständlich, ist eine jener stillschweigenden Abmachungen, die die Grundlage unseres mehrsprachigen Bundesstaates bilden. Davan müssen sich vor allem auch die eidgenössischen Behörden halten.“

Das will nun nicht sagen, daß man in einem Sprachgebiet die Angehörigen des anderen ignorieren soll; aber es will sagen, daß man jedem Sprachgebiet seinen Charakter wahren und namentlich, daß man alle Sprachgebiete gleich behandeln soll. Wenn man den Anderssprachenden, besonders den Fremden, durch einige Fingerzeige (zum Beispiel die wichtigsten Angaben in kleinerer Schrift) entgegenkommen will, ist das in Anstalten des internationalen Verkehrs verständlich. Aber daß man eine fremde Sprache der Landessprache gleichstellt, ist eine Herabsetzung der eigenen. Sollen in allen größeren Ortschaften der Schweiz die Aufschriften der Post und Eisenbahn dreisprachig sein, so daß die eidgenössische Verwaltung die sprachliche Eigenart der Ort-

schaft ignorieren würde? Ich hielte das für eine unschweizerische Gleichmacherei. Wenn wir in französisches, italienisches oder englisches Sprachgebiet reisen, finden wir es ganz selbstverständlich, daß wir dort auf französische, italienische und englische Aufschriften stoßen, und wir lernen eben so viel von diesen Sprachen. Oder sollen die Aufschriften nur in der deutschen Schweiz mehrsprachig sein, wie es jetzt bei den S. B. B. und auch der Post Übung zu werden droht, so daß zwar in Basel, Bern, Zürich und Luzern alles doppelsprachig gesagt wird, aber in Lausanne, Freiburg und Genf kein Wort deutsch?

Dagegen sträubt sich mein innerstes Gefühl: wir wollen nicht anders behandelt sein als unsere Miteidgenossen; unsere sprachliche Eigenart verdient dieselbe Rücksicht. Weder der Franzose, noch der Engländer, noch der Italiener denken daran, in ihrem Land ihre Sprache zu verleugnen; auch die Romanen der Schweiz denken nicht daran, und sie haben recht. Darin wollen wir Deutschschweizer ihnen nicht nachsehen. Das verbietet uns unsere Würde.“

Zur Klein- oder großschreibung in der heutigen Rechtschreibung.

Absichtlich setze ich obigen Titel und nicht nur „Kleinschreibung der Dingwörter“, denn heutzutage handelt es sich dabei nicht mehr nur um Dingwörter, sondern der Stein des Anstoßes sind die vielen substantivierten Wörter, adverbien, adjektive usw., sowie die adverbialisierten Dingwörter. Und diese bewirken, daß eine reinliche Begriffsbestimmung des Substantivs, wie D. v. Greyerz sagt, überhaupt nicht möglich ist. Dies ist auch der Punkt, der in den Angriffen gegen die Kleinschreibung immer stillschweigend übergegangen wird, und man tut, wie wenn es sich nur um Dingwörter handelte. Von diesen Substantivierungen aus ging denn auch bei mir persönlich die Kritik und der Kampf gegen die Großschreibung, und sie sind es, die den Schreiber, auch den Erwachsenen, immer wieder hemmen. Ich gestatte mir, hier nochmals darauf hinzuweisen, zu was für widersinnigkeiten die Großschreibung schließlich geführt hat. Nur einige wenige Beispiele:

Die Nacht, nachts, heute nacht, — trotzdem es die heutige Nacht ist —; aber: des Nachts, eines Nachts — trotzdem dieser Ausdruck rein adverbialer Natur ist, denn „des Nachts“ ist ja überhaupt keine grammatikalische Form, sondern eine falsche Analogiebildung

nach „des Tags“. Deswegen wird die adverbialform als richtiges „Dingwort“ behandelt. Warum nicht auch „des Nähern“, „des Weitern“ mit großen buchstaben? Oder: „die Zeitlang“. Aus einem rein adverbialen ausdrück ist nur um der großschreibung willen ein substantiv gemacht worden, trotzdem man den ausdrück stets nur adverbial, „eine Zeitlang“, braucht und das bestimmte geschlechtswort in der rede gar nicht, sondern nur im wörterbuch gebraucht wird. — „Hoffen und Harren macht manchen zum Narren“. Hier verfälscht die großschreibung direkt das verbale Wesen der beiden tatwörter; denn hoffen und harren sind doch tätigkeiten und keine „dinge“! „Die preußische Militärverwaltung“, aber: „die Königlich Preußische Militärverwaltung“ — ein kommentar erübrigt sich. „Die lutherische Kirche“, aber „die Lutherische Bibelübersetzung“. „Er erschraf aufs äußerste“, aber: „er war auf das Neueste gefast“. „Sie liest am besten“, aber: es fehlt ihr am Besten“; „es ist das beste“, aber: „es ist das Beste, was du tun kannst“. Nun, man könnte die liste beliebig verlängern. Das sind eben die spitzfindigkeiten, die auch herr Keller zugesteht. Sie zeigen, wie oft der sprachsin in der äußerlichen form geopfert wird, jedoch ganz ohne folgerichtigkeit; warum so oder so, ist dem gewöhnlichen sterblichen oft vollkommen unbegreiflich, und in wirklichkeit sind die entscheidungen des regelbuchs auch manchmal willkürlich. Aber diese spitzfindigkeiten lassen sich eben nicht einfach aus der welt schaffen, wenn man an der großschreibung der substantive festhält. Denn die angeführten bildungen beweisen, daß die grenzen der wortarten nicht ganz fest bestimmt, sondern fließend sind. Darum kann man auch nicht nur einige spitzfindigkeiten abschaffen, weil immer neue fälle von ebenso spitzfindigen formunterscheidungen auftreten. Wirkliche abhilfe schafft hier nur die durchgreifende kleinschreibung.

Zu den einzelnen punkten der keller'schen entgegnung (in Nr. 1/2 I. J.) folgendes: Zu punkt 1. Selbstverständlich ist das lesen eines klein geschriebenen textes schwieriger für den, der an die großschreibung gewöhnt ist; anders liegen die dinge für den, der häufig kleindruck liest. Da verschwinden die unterschiede mehr und mehr, wie ich an mir selber erfahren habe, indem ich es oft längere zeit gar nicht merke, ob ich gewöhnlichen druck oder kleindruck lese. Gar keine schwierigkeiten haben wird das kind, das von klein auf an die kleinschrift gewöhnt worden ist. Selbstverständlich verliert das schriftbild mit den großbuchstaben in ästhetischer hinsicht etwas; das habe ich immer zugegeben, — doch ist es dann sache der typographie, ein möglichst schönes schriftbild zu schaffen. Daß das auch mit kleinschrift möglich ist, beweisen die drucke des 15. und 16. jahrhunderts, die wohl zu den allerschönsten gehören, die es überhaupt gibt.

Zu punkt 2. Gerade das von Mawermann angeführte beispiel aus Schillers „Jungfrau von Orleans“: „Gebt mir den Helm“, spricht gegen den nachfolgenden satz, daß der ton meist auf die dingwörter gelegt werde. Denn hier ist, wenn man die stelle im zusammenhang liest, ganz klar zu betonen: Gebt mir den Helm.

Zu punkt 3. Wenn der frühere schulmann und schweizerische schriftsteller darauf hinweist, daß durch die großschreibung der substantive das bewusstsein für haupt- und nebensachen geschärft werde, so könnte das vielleicht gelten, wenn nur die dingwörter groß geschrieben würden. Beim heutigen verfahren aber, mit der unmenge von substantivierten wörtern und adverbialisierten dingwörtern, ist das nicht der fall; vielmehr muß dieser aus-

spruch als ein irreführendes schlagwort bezeichnet werden. — Wenn ferner herr Keller die untersuchung der schweizerischen lehrerzeitung „zur Frage der Rechtschreibung“ (1930, nr. 26/31) anführt, so sollte er nicht nur einen ihm passenden satz aus dem zusammenhang herausgreifen, der übrigens gar nicht gegen die kleinschreibung gerichtet ist, sondern er sollte die schlussfolgerungen, die aus der langen untersuchung gezogen werden, anführen. Da er das unterlassen hat, gestatte ich mir, es nachzuholen und das wichtigste hier abzudrucken. Es heißt dort:

„Eine Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung ist dringende Pflicht. Unnötige Arbeit entsteht für den Schreiber namentlich durch die Groß-Kleinschreibweise, die Dehnung und die Schärfung, Rechtschreibmaßnahmen, auf die ohne Nachteil für die Sprache und für den schriftlichen Ausdruck verzichtet werden könnte.“ (Teilweise von mir gesperrt. E. S.)

Wir wissen uns bei dieser Forderung in guter Gesellschaft. Alle die, die sich schon mit der Frage der Rechtschreibung befaßt haben, sind immer wieder auf die eine Grundfehlerquelle gestoßen: das Unzweckmäßige, geradezu Unsinnige unserer anerkanntesten Rechtschreibung. Sogar Franken, der „für den Niedergang der Leistungen in der Rechtschreibung die Bestrebungen der „freien“ Aufsatzmethode mitverantwortlich macht“ (Der Rechtschreibunterricht auf stat. und exper. Grundlage“) kommt zu dem schluß (S. 74) „Ein bemerkenswerter Bruchteil der Diktat- und Aufsatzfehler ist auf die Mängel der deutschen Rechtschreibung zurückzuführen. . . . Unsere Bemühungen um den Rechtschreibunterricht schließen das Recht und die Pflicht zu der Forderung der Reform der deutschen Rechtschreibung in sich ein.“

Ich habe auch die ausführungen jenes Franzosen in nr. 7/8 der mitteilungen gelesen, und zwar auf aufforderung hin nochmals sehr aufmerksam. Aber ich finde beim besten willen nichts darin, was irgendwie auf groß- oder kleinschreibung bezogen werden könnte. Einen solchen sinn muß man schon hinein lesen.

Zum schluß möchte ich noch Konrad Duden zu worte kommen lassen. (Rechtschreibung, 1908): Er stellt dort als ziel der entwicklung unserer rechtschreibung auf: die möglichst lautgetreue schreibung. Und fährt dann fort:

„Der nächste Fortschritt wird uns von den noch übrig gebliebenen Dehnungszeichen befreien, und dann werden die überflüssigen Buchstaben weichen müssen. Das c für den Laut von k und z ist schon deutlich genug als „künftig wegfallend“ bezeichnet; auch das y befindet sich schon auf dem Rückzug. Fester haftet noch das v, das wir sehr gut entbehren und je nach seiner Aussprache durch f oder w ersetzen könnten.“ Ebenso kann auch die Beseitigung der großen Anfangsbuchstaben, die für Lehrer und Schüler ein wahres Kreuz sind, noch für längere Zeit nicht auf die Tagesordnung gesetzt werden.“

Es ist demnach klar, daß Duden auch den wegfall der großen anfangsbuchstaben in aussicht nimmt, wenn auch „für längere Zeit“ noch nicht. Seit er das aber geschrieben hat, sind über 20 Jahre verflossen; die schreibmaschine hat inzwischen ihren siegeszug angetreten; schriftfragen sind aufgerollt worden, und so meinen wir, der zeitpunkt sei da, wo auch diese forderung Dudens auf das reformprogramm gesetzt werden dürfe. Darin weichen wir allerdings von Duden ab, daß wir aus praktischen gründen diesen punkt in den vordergrund stellen, vor die dehnungs-

frage. Somit bekämpfen wir das regelbuch Dudens, das übrigens nur den damaligen stand der rechtschreibung festlegen, aber nicht für alle Zeiten festhalten wollte, mit den worten des ortografiereformers Konrad Duden. Diesen letztern aber will man auf gegnerischer seite nicht kennen.

* * *

Zu obiger entgegnung gestatte ich mir, noch einige bemerkungen zu den ausführungen der herren Bauer und Schmid in nr. 3/4 der „Mitteilungen“ beizufügen.

Mir scheint, herr Bauer treffe mit seiner einseitigen einstellung auf die lesbarkeit nicht das richtige, auch abgesehen von der streitfrage, ob die großschreibung das lesen wirklich erleichtere. Denn das schreiben hat doch zweifellos ebenfalls seine wichtigkeit. Dabei aber bedeuten groß- und kleinschreibung, wie sie heutzutage geübt werden, ein großes hindernis, nicht nur für lehrer und schüler, sondern auch für den gebildeten, der gerade immer wieder bei den substantivierungen anstößt und sich aufhält. Noch viel mehr aber ist dies der fall beim einfachen mann aus dem volke. Von großem praktischem vorteil endlich ist die abschaffung der großschreibung für den maschinenschreiber, was jeder bestätigen wird, der es ausprobiert hat. Im übrigen verweise ich in bezug auf diesen punkt auf den anfang meiner entgegnung an herrn Keller.

Was die deutsche schrift anbelangt, so muß man wohl schreibschrift und druckschrift auseinander halten. Erstere steht in der Schweiz auf dem aussterbeetat, wobei hauptsächlich das praktische leben mitwirkt. Denn im geschäftsleben ist sie so gut wie verschwunden, und auch unter den „gebildeten“ wendet sie nur noch ein kleiner bruchteil an, weil die antiqua in den formen einfacher, deshalb rascher zu schreiben ist und auch dem heutigen gefühl besser zusagen mag. Das festhalten an der deutschen schrift in der schule wäre ein sich abschließen vom leben. — Bei der druckschrift liegen die verhältnisse anders. Hier werden wohl fraktur und antiqua noch auf lange zeit neben einander bleiben. Der fraktursatz hat auch nach meiner ansicht werte, ästhetische werte, die man wenigstens vorläufig nicht ohne weiteres missen möchte. Doch scheint mir, daß die gegenwärtige bevorzugung der antiqua auch tiefe seelische hintergründe hat, nämlich das streben, auf das einfache, klare zurückzugehen. Und darin allerdings trifft es sich mit der ortografiereform, von der die kleinschreibforderung ja nur ein teil ist, — denn auch hier will man das überflüssige abstreifen und nur das wesentliche, notwendige festhalten. — Auf die ausführungen herrn Bauers über den innern zusammenhang zwischen fraktur und deutscher sprache will ich hier nicht eingehen; sie haben mich sehr interessiert, da sie teilweise neues bieten. Aber mir scheint, es werde mit der fraktur nun fast ein kultus getrieben. Trotz gewisser vorzüge gehört sie eben doch einer stilform der vergangenheit an, die als ganzes unserm heutigen empfinden fremd geworden ist, der gotik, was, um mißverständnissen vorzubeugen, nicht ausschließt, daß man persönlich ein großer bewunderer gotischer kunst sein kann. So geht es auch nicht an, wie das herr Bauer tut, Albrecht Dürer sozusagen zum schutzheiligen nicht nur der fraktur, sondern auch der großschreibung zu machen. Der satz „Nimmt man ihr die reiche Verwendung der Großbuchstaben weg, so ist sie nicht mehr die Fraktur, sondern wird wieder zur Minuskel,“ ist unrichtig. Wohl mag Dürer an der ausbildung der fraktur teil gehabt haben; aber mit der

großschreibung hat das nicht das geringste zu tun. Denn zu Dürers zeit existierte diese noch gar nicht. Im satzinnern schrieb man noch durchwegs klein, abgesehen von den eigennamen und den wörtern, die sich auf GOTT bezogen. Da aber herrschte noch vollständige regellosigkeit. (Siehe die ersten bibelausgaben Luthers.) Die großschreibung der dingwörter setzt sich erst etwa um 1600 durch, und zwar unter einfluß der buchdrucker. Also ist herrn Bauers beweisführung falsch. — Zudem scheint mir gerade aus manchen majuskelformen der fraktur nicht mehr rein gotisches, sondern eher barockes formgefühl zu sprechen. Denken wir nur an die S, D, O, G-formen mit ihren schwungvollen rundungen, die eigentlich aus den steilen, eckigen, gebrochenen formen der kleinen buchstaben herausfallen. —

Mit seinem beispiel für die zweideutigkeit der kleinschreibung — „Mir scheint, beide Stellen“ — oder „beide stellen“ ... verfällt herr Bauer dem gleichen fehler, der von unsern gegnern immer und immer wieder gemacht wird. Er reißt einen teil aus dem satzganzen heraus. Und es ist doch so, daß wir nicht wort für wort, sondern gleich eine größere wortgruppe, aus welcher der sinn ohne weiteres klar wird, auffassen mit dem auge, ohne „Vor- und zurückjagen im Text“, das mir auch beim lesen von kleinschrift durchaus fremd ist. Beim zuhören haben wir ja auch keine besondere auszeichnung des wortes „stellen“, denn die betonung sagt in diesem falle gar nichts aus.

Ueber die weniger sachlich gehaltenen ausführungen von herrn Schmid kann ich mich kürzer fassen. Es ist richtig, daß gelegentlich und unter anderm auf die fremdsprachen hingewiesen wird bei begründung der kleinschreibforderung. Doch ist das nicht immer der fall, ist auch gar nicht nötig. In meiner broschüre¹⁾ z. b. ist mit abtät auf diesen beweisgrund verzichtet. — Nicht die schwierigkeiten der deutschen sprache sind es, die manche lehrer auf den weg der ortografiereform geführt haben, sondern die überflüssigen schwierigkeiten und spitzfindigkeiten der rechtschreibung. Es scheint mir, herr Schmid setze sprache und rechtschreibung ohne weiteres gleich, — ein irrtum, der weit verbreitet ist. Denn greifen wir über das teilgebiet der großschreibung hinaus, so wird er nicht leugnen können, daß es da schwierigkeiten gibt (ph, v, f, dehnungszeichen usw.), die daher rühren, daß die entwicklung der ortografie stehen geblieben ist, während die sprache sich gewandelt hat. Nur ein beispiel: Vogel, Vater. Wir prägen den kindern mit furchtbarem ernste ein, daß die wörter ein v haben müssen, und doch hieß es einst: fater, fogal. Seit mindestens 600 jahren ist jeder lautunterschied zwischen v und f verschwunden, aber wir schleppen die versteinern nach und plagen eine generation um die andere damit. Für die spitzfindigkeiten der groß-kleinschreibung aber verweise ich auf das weiter vorn gesagte. — Die verwechslung von sprache und ortografie zeigt sich auch wieder im schlußabschnitt, wo behauptet wird, daß die lehrer sich beklagen, daß sie sich mit „sprachlichen Kleinigkeiten“ abgeben müßten. Darüber habe ich noch keine klage gehört, wohl aber darüber, daß sie sich mit ortografischen spitzfindigkeiten plagen müssen, anstatt die zeit für wertvollere sprachpflege verwenden zu können. Was darunter zu verstehen ist, kann hier nicht mehr ausgeführt werden. In einem besondern artikel werde ich es gerne

¹⁾ „Die vereinfachung der deutschen rechtschreibung“ von Dr. Erwin Haller. Aarau 1929. 2. auflage. (Unentgeltlich zu beziehen bei der geschäftsstelle des bundes für vereinfachte rechtschreibung, Aarau.)

tun, wenn es verlangt wird. — Auf das Beispiel von der Klavierlehrerin und auf das hereinziehen des „Gottentottischen“ zu antworten, erübrigt sich. Mit solchen an den haaren herbeigezerrten vergleichen läßt sich leicht eine gewisse Stimmung erzeugen.

Erwin Haller.

Vom Büchertisch.

Die deutsche Sprache. Eine Bedeutungslehre. Von Konrad Maurer. 8°. 152 S. Steif geb. Fr. 3.80. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen.

Wodurch unterscheidet sich diese „Bedeutungslehre“ von einer gewöhnlichen Sprachlehre? Laut Vorwort dadurch, daß sie „die Bedeutung der Wort- und Satzformen streng begrifflich entwickelt“. Was das heißt, zeigt am besten ein Beispiel. Die Sprachlehre sagt, wie man die Zukunftsform eines Tätigkeitswortes bildet, nämlich mit der Gegenwart des Hilfszeitwortes „werden“ und der Grundform: ich werde schreiben; die Bedeutungslehre sagt uns, warum man das so macht, was diese im Grunde doch recht merkwürdige Form bedeute, nämlich daß diese Grundform nur durch Verstümmelung entstanden sei aus dem Mittelwort der Gegenwart: ich werde schreibend. Das leuchtet ein; Pauls Grammatik weiß zwar merkwürdigerweise nichts davon. Bei der Leideform leuchtet uns die Verwendung von „werden“ eher ein, denn das damit verbundene Mittelwort der Vergangenheit hat auch bei der Verwendung als Eigenschaftswort (ein geschlagener Knabe, der Knabe ist geschlagen) leidende Bedeutung. Wie kommt es denn aber, daß wir es auch für tätige Aussagen gebrauchen: wir haben diesen Boden uns erschaffen? Das bedeutet, lehrt uns die Bedeutungslehre: wir haben diesen Boden als einen erschaffenen. Andererseits hat auch der Satz: „Er ist gekommen“ tätige Bedeutung — warum? Das ist bei ziellosen Veränderungszeitwörtern so, weil der veränderte Zustand nicht durch fremdes Wirken herbeigeführt worden ist. So werden die Wort- und Satzformen psychologisch und so weit nötig geschichtlich begründet, wie das sonst nur in umfangreicheren Werken üblich ist; das Buch lehrt so nicht nur die Sprache beherrschen, es lehrt überhaupt denken. Nach dem Vorwort des Verfassers ist es so angelegt, daß „mit der nötigen Vorbildung und Reife sich jedermann daraus selbst unterrichten kann“. Ueber das Maß dieser Vorbildung und Reife ist damit eigentlich nichts gesagt, es ist auf alle Fälle nicht gering. Die Fassung ist manchmal etwas knapp für die Schüler der Lehrerbildungsanstalten und höhern Mittelschulklassen, selbst für die Lehrer aller Schulstufen, für die es bestimmt ist. Für die durchgehende Schreibweise „giebt“ gibt es keinen Grund an; für Mittelschüler ist das etwas verwirrend.

Schweizer Sagen, herausgegeben von Arnold Büchli. Dritter Band. Verlag von Sauerländer inarau, ohne Jahrszahl. 310 Seiten. Preis geb. 8 Fr.

Zunächst einmal: ein Band, den man wegen des schönen großen Drucks, des gediegenen Leinwandbindes und des wirklich vorzüglichen Bilderschmuckes von F. R. Basler-Kopp gern zur Hand nimmt und durchsieht, noch ehe man weiß, was er im einzelnen enthält. Heute ist das nicht selbstverständlich; die Buchausstattung wird nachgerade zur Beleidigung des Lesers. Weitere Durchsicht zeigt uns, daß der Herausgeber auch in sprachlichen Dingen überall mit Bedacht und Geschmaack verfahren ist. Das zeigt sich schon in der maßvoll-gediegenen Art, wie mund-

artliches Gut verwendet ist: grad so viel, daß es heimlich aus den Blättern duftet, kein Prozen mit Absonderlichkeiten oder gesucht groben, geschweige unflätigen Prozen. Schwer verständliche Wörter sind am Fuß der Seite gedeutet, — es dürfte noch etwas öfter geschehen. Satzbau und Stil sind die bei solchem Stoffe üblichen: kurze Sätze, der mündlichen Erzählerart leicht angepaßt; jedoch ist auch hier alle Ziererei vermieden und dabei doch ein gewisses musikalisches Ebenmaß gewahrt¹⁾.

Solche Sagen bekommen, wie andere geistige Erzeugnisse des Volkes, leicht etwas Eintöniges, wenn sie in Menge beisammen stehn und nacheinander gelesen werden. So dachte ich; denn der Zwerge, armen Seelen und verwünschten Alpen hat man nachgerade genug kennen gelernt. Aber der Herausgeber hat durch die Anordnung und auch durch Stilmittel der Ermüdung erfolgreich vorgebaut. Man liest diese Sagen gern.

Kurz, es ist ein gefreutes Buch. Als Geschenk für Große wie für Kinder wird es Freude machen, und jeder Freund von Volk und Heimat wird es gern auf seinem Büchertisch haben. Ed. Bl.

Allerlei.

Ein schöner Satz. Ueber den Brand von Gretschins war in den „B. N.“ zu lesen:

... So war es auch heute früh, als nach 2 Uhr ein unglücklicher Funke, dessen Herkunft zur Stunde, da wir diese Zeilen in der einzigen Wirtschaft des kaum anderthalb Duzend Firten zählenden Dorfes, das überaus idyllisch zwischen dem Sonnenberg und Oberschan einerseits und dem Döhlenberg mit der wuchtig ins Land schauenden, aus dem 13. Jahrhundert stammenden Burg Wartau, die bereits dem Zerfalle nahe ist, andererseits, 160 Meter über der Rheinebene gelegen ist, zu Papier bringen, noch Geheimnis ist, in dem am Wohnhaus der Familie Hans Schlegel angebauten Stadel sein Zerstörungswerk begann. ...

Bei einem solchen Satz kann einem der Atem ausgehen und ein Leser an Erstickung sterben. Dann kann der Berichterstatter schreiben:

... So war es auch heute früh, als nach 8 Uhr ein unglückliches Zeitungsblatt, dessen Herkunft zur Stunde, da wir diese Zeilen in der besten Wirtschaft des einige hundert Firten zählenden Dorfes, das überaus idyllisch zwischen dem Heskibach einerseits, dem Rutenbach andererseits und der Pfannenstielkette mit der finster ins Tobel schauenden Burg Wulp, die 1268 von Rudolf von Habsburg zerstört wurde, dritterseits, einige Meter über dem Zürichsee gelegen ist, zu Papier bringen, leider kein Geheimnis mehr ist, in dem im Wohnhaus eines Lesers befindlichen Arbeitszimmer sein Zerstörungswerk begann.

Recht so! Im neu eingerichteten Nebengebäude einer höhern zürcherischen Lehranstalt prangt an einer Tür die Inschrift „Schüler-Abort“ und gleich daneben auf einer andern: „W. C. Lehrer“. — Gut so! In einem Zeitalter, wo vor der Pietätlosigkeit der Jugend alle Bande frommer Scheu fallen, muß man jedes Mittel willkommen heißen, die „Autorität“ zu stützen. Und konnte das auf eine geist- und wirkungsvollere Weise geschehen, als wenn man auch in solchen Menschlichkeiten die Unterschiede gebührend beobachtet und für Schüler „nur“ die deutsche Muttersprache verwendet, für die Lehrer aber die geheimnisvolle Abkürzung eines englischen Wortes? Es lebe die Pädagogik!

¹⁾ Zwei sprachliche Kleinigkeiten, beide das Wallis betreffend, sei zu erwähnen gestattet. Den Ortsnamen St. Moritz (S. 97) sähe ich hier, wo nicht wie im Kursbuch Verwechslungen zum Verhängnis werden, gern in seiner im Oberwallis gebräuchlichen deutschen Form verwendet. Und das Flüsschen, das die Stadt Sitten (S. 286) durchtrömt, heißt nicht Sitter, sondern Sitta (franz. la Sionne, beides lautgerecht vom Völkernamen der Seduni herleitbar).